

RUNDBRIEF 40

Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!

Evangelische
Sammlung
in Württemberg



Herzliche Einladung
zum Seminartag 2008

Präses Dr. Christoph Morgner
Mit Werten leben

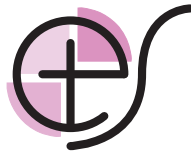
Samstag 5. April 2008,
9.30 bis 16.00 Uhr, Stift Urach
ab 16.15 Uhr Landesversammlung mit
Geschäftsbericht des Vorsitzenden

Anmeldung bitte umgehend an die
Geschäftsstelle der Evang. Sammlung.
Wegen der Mahlzeiten ist eine verbindliche
Anmeldung nötig (Kostenbeitrag auf Spenden-
basis). Näheres siehe Rundbrief 39

Werte



UND
IHR SOLLT AUCH
LEBEN
JOHANNES 14/19



Inhalt:

Evangelisierung – Lebensprozess der Kirche	<i>Hartmut Ellinger</i>	3
Impulse für eine Wachsende Kirche	<i>Dr. Johannes Zimmermann</i>	6
Der Kongress Wachsende Kirche	<i>Dan Peter</i>	20
Wie Menschen zum Glauben finden	<i>Werner Schmückle</i>	23
Das muss man weitersagen	<i>Rudolf Otto Wiemer</i>	26
Buchbesprechung		29

Hartmut Ellinger

Evangelisierung – Lebensprozess der Kirche



Die nachstehenden Gedanken, liebe Leserin, lieber Leser, beschäftigen sich (wieder einmal) mit der für die Kirche(n) fundamentalen Frage nach ihrer Bereitschaft und ihrem Willen zur Evangelisation. Angeregt bin ich durch den Kongress „Kirche kann wachsen“, der im April 2008 in unserer württembergischen Landeskirche stattfindet. Im Blick auf mögliche „Wiederholungs-Ermüdungen“ möchte ich es gerade bei diesem Thema mit dem Apostel Paulus halten: „Dass ich euch immer dasselbe schreibe, verdrießt mich nicht und macht euch umso gewisser.“ (Philipper 3,1)

Evangelisation – „die Verkündigung oder das Predigen der ‚frohen Botschaft‘ ...damit alle Menschen das Wort Gottes vernennen und eine persönliche Entscheidung für Jesus Christus treffen können“, – so das online-Lexikon Wikipedia – ist eines der lebenswichtigen, ja überlebenswichtigen Themen der Kirche. Nutzen sich Themen durch Wiederholung ab? Besteht die Gefahr, sie durch zu häufige Wiederholung gar „tot zu reden?“ Manche meinen ja, die Gleichgültigkeit oder gar Ablehnung, auf die unser christlicher Glaube immer wieder trifft, sei nicht mit einem „zu wenig“ sondern einem „zu viel“ an christlicher Verkündigung zu erklären. Es sei ein Immunisierungseffekt eingetreten, dem nur schwer zu begegnen sei. In der 2001 erschienenen Denkschrift der EKD: „Das Evangelium unter die Leute bringen – Zum missionarischen Dienst der Kirche in unserem Land“ liest man: „In unserem Land sind die Leute in aller Regel auf das Evangelium nicht so gespannt wie auf eine gute Nachricht, die sie unbedingt kennen müssen.“ Mangelnde Erwar-

tung und selbst Ablehnung des Evangeliums kann freilich nicht als Kriterium dafür genommen werden, ob verkündigt werden soll. Nicht der Hörer des Evangeliums ist der Auftraggeber, sondern Gott, der der Welt und den Menschen in seinem Wort begegnen will.

Die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) – Leuenberger Kirchengemeinschaft – hat im April 2006 eine Projektstudie zur Frage der Evangelisation herausgegeben, für die ich mir viel Aufmerksamkeit erhoffe (weswegen ich hier auch darauf hinweise): „Evangelisch evangelisieren – Perspektiven für Kirchen in Europa“

Ein paar Gedanken daraus:

Grund für die Evangelisation ist danach, dass Gott „sich in Jesus Christus der ganzen Welt befreiend zugewandt (hat). Deshalb ist das Evangelium kein Privatbesitz der Kirche. Es ist ihr vielmehr zur Weitergabe anvertraut. Die Kirche bleibt nur vital, wenn sie es mit allen Menschen

teilt. ‚Einatmend geht die Kirche in sich, ausatmend geht sie aus sich heraus. Die Kirche muss, wenn sie am Leben bleiben will, auch ausatmen können.‘ Traditionell wird dieses Ausatmen des Evangeliums in Wort und Tat mit den Begriffen „Mission“ und „Evangelisation“ bezeichnet. ... Dabei leitet uns trotz aller Belastung der Begriffe die Überzeugung: ‚Wenn Mission und Evangelisation nicht Sache der ganzen Kirche ist oder wird, dann ist etwas mit dem Herzschlag der Kirche nicht in Ordnung‘ (E. Jüngel, EKD-Synode 1999).“

Der gegenwärtige Kontext in Europa und den Kirchen stellt vor besondere missionarische Herausforderungen, meint die GEKE.

„Wie können wir in einer Zeit wachsender Glaubensverunsicherung glaubwürdig zum Glauben einladen? Wie können wir als Christen inmitten der Pluralität von Lebensentwürfen die eine Wahrheit des Evangeliums bezeugen? Wie können wir dem Abbruch christlicher Traditionen in Kirche und Gesellschaft begegnen und Menschen Neuzugänge zur großen Geschichte Gottes eröffnen? Wie können wir angesichts unserer eigenen geistlichen Armut und zunehmenden Sprachlosigkeit unseren Glauben glaubwürdig und einladend leben und bezeugen?“

Angesichts der Herausforderungen durch eine pluralistische und multireligiöse Situation gewinnt die reformatorische Botschaft von der Versöhnung Gottes mit uns Menschen und der geschenkten Freiheit in Christus neue Bedeutung. Diese Botschaft glaubhaft zu formulieren und zu leben, ist die wichtigste Aufgabe der Kir-

che. Zugleich bringt diese Aufgabe die europäischen Kirchen in eine besondere Verlegenheit.

Die Verlegenheit ergibt sich nicht zuletzt aus den vielen Ressentiments, die das Wort Evangelisation auslöst. Befürchtet werden: Indoktrination, die Freiheit nimmt, individualistische Engführung, die den Menschen aus seinen Sozialbezügen löst, Bekehrungseifer und Entscheidungsdruck, ein Gegenüber von denen, die die Wahrheit besitzen, und Objekten der Evangelisation, ein isoliertes Wortgeschehen ohne soziale Erfahrungsräume. Solche Befürchtungen sind teils durch geschichtliche, teils durch gegenwärtige Erfahrungen genährt.“

Dagegen versteht das Dokument unter Evangelisierung „einen Lebensprozess der ganzen Kirche in Wort und Tat, die Menschen den Freiheitsraum des Evangeliums aufschließt, indem ihnen die Begegnung mit dem in Jesus Christus Mensch gewordenen Gott ermöglicht wird. Evangelisierung ist ein multidimensionales Geschehen, das explizit das Ziel verfolgt, Glauben zu wecken und zu vergewissern. In unseren Kirchen der Reformation liegt dabei ein besonderer Akzent auf der Glauben weckenden Wortverkündigung.“

Die EKD hat es einmal so formuliert: „Evangelisation ist ein Weckruf. Sie zielt auf Vergewisserung im Glauben, auf Verlebendigung des christlichen Lebens und auf die gewinnende Ausstrahlung der Glaubensverkündigung, die die Kirche für Menschen anziehend macht, die ihr fern stehen. Der Weckruf der Evangelisa-

tion ruft die Kirche aus der Enge ihrer eigenen Probleme in den weiten Horizont der biblischen Glaubensverheißungen.“ Damit all das nicht Denkschriften-Rhetorik bleibt, ist die Frage der Umsetzung, das Wechseln in „kleine Alltagsmünzen“ nötig. Da ist es wichtig, sich immer wieder daran erinnern zu lassen, dass Evangelisierung damit beginnt, dass „ihre Trägerinnen und Träger das Evangelium selbst immer wieder neu hören. Denn alles, was die Kirche tut, lebt aus dem Wort Gottes.“

Einer der wichtigsten Träger der Evangelisierung ist die Gemeinde am Ort. Bei der Entwicklung eines eigenen evangelisierenden Profils können die im GEKE-Dokument genannten Aspekte als Orientierung und Ermutigung dienen:

„Eine evangelisierende Gemeinde kann sich darstellen als ...

- *anbetende und gottesdienstliche* Gemeinde, die Gottes Gegenwart in ihrer Mitte feiert;
- *betende* Gemeinde, die sich und die Welt Gott anvertraut;
- *Zeugnis gebende und zum Glauben helfende* Gemeinde, die ohne falsche Scheu christlichen Glauben dialogisch und argumentativ vertritt;
- *auf Menschen zugehende* Gemeinde, die öffentlich präsent ist und Nähe freundschaftlich sucht;
- *kulturell bewegliche* Gemeinde, die ihr Zeugnis im Rahmen von unterschiedlichen Gegenwarts-kulturen zur Darstellung bringen kann;

- *geduldige* Gemeinde, die in ihrer missionarischen Leidenschaft gelassen bleibt;
- *getroste* Gemeinde, ... die auf die Verheißung setzt, dass Gottes Wort nicht leer zurückkommt;
- *großzügige und gastfreundliche* Gemeinde, in der sich Gottes Menschenfreundlichkeit widerspiegelt;
- *beratende und seelsorgliche* Gemeinde, die Menschen in ihren Alltagsorgen und Lebensnöten, ... aus der Kraft des Evangeliums heraus begleitet;
- *heilende und segnende* Gemeinde, in der der Zuspruch des Evangeliums von Menschen persönlich und konkret erfahren werden kann.
- *diakonische* Gemeinde, die auf Hilfsbedürftigkeit engagiert reagiert, ohne nach der Aufnahmebereitschaft für das evangelistische Wort zu fragen;
- *versöhnende* Gemeinde, in der Rechtfertigung zugesprochen, Barmherzigkeit erfahren und Gottes Frieden gefeiert werden;
- *prophetische* Gemeinde, die ihre gesellschaftspolitische Verantwortung wahrnimmt, christliche Werte vertritt und Alternativen zu lebensfeindlichen Gesellschaftskonzepten erprobt.“

Wenn wir das eine und andere versuchen bin ich zuversichtlich, dass Kirche bei uns wachsen kann.

Ihr

 Hartmut Ellinger

Dr. Johannes Zimmermann



Impulse für eine wachsende Kirche

PD Dr. Johannes Zimmermann ist wissenschaftlicher Geschäftsführer am Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung an der Theologischen Fakultät der Universität Greifswald

Einführung

„Die Möglichkeit also, aus einem unchristlich gewordenen Milieu neue Christen zu gewinnen, ist der einzig lebendige und überzeugende Beweis dafür, dass das Christentum auch heute noch eine wirkliche Zukunftschance hat“. Deshalb soll die Kirche den „Schwerpunkt auf eine offensive Haltung für die Gewinnung neuer Christen aus einem 'unchristlichen' Milieu legen und nicht auf eine defensive Verteidigung ihres traditionellen Bestandes“.

Das steht nicht im Programm von „Wachsende Kirche“, das sind Worte, die einer der bedeutendsten katholischen Theologen des 20. Jahrhunderts, Karl Rahner, 1972, also vor über 30 Jahren äußerte (Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance, 36+35).

Nochmals O-Ton Karl Rahner: „Der beste Missionar in einer nichtchristlichen Diasporasituation wäre der beste Kandidat für ein kirchliches Amt“ (ebd., 37).

Für „wachsende Kirche“ sind solche Sätze wichtig, weil es hier um die Wachstumsfähigkeit der Kirche geht. *Wachstumsfähigkeit* bedeutet Zukunftsfähigkeit. Zukunftsfähig ist eine Kirche dann, wenn es

ihr gelingt, nicht nur den Glauben von einer Generation an die andere weiterzugeben – schon das ist viel und eine zentrale Aufgabe. Aber erst wenn unser Blick über Kirchenmauern hinweg geht, entspricht die Gemeinde Jesu Christi ihrem Auftrag. Schließlich ist sie ja nicht nur an die Kirchentreuen gewiesen, sondern auch an die Kirchenfernen und Konfessionslosen.

Ich möchte heute versuchen, einige Impulse für den Prozess „Wachsende Kirche“ zu geben. Ich möchte Themen anreißen, die nach meiner Einschätzung wichtige Grundlagen für eine wachsende Kirche sind. Es geht also nicht um fertige Konzepte, sondern um Grundlagen, die es dann vor Ort umzusetzen gilt. Dabei sind Phantasie und Kreativität gefragt.

1. Inkulturation und Konterkulturation des Evangeliums
2. Elementare Schritte auf dem Weg zum Glauben
3. Zielorientierung im Gemeindeaufbau
4. Zur Soziologie des Wachstums
5. Die Frage nach der „pastoralen Strategie“

1. Inkulturation und Konterkulturation des Evangeliums

„Inkulturation“, in der evangelischen Theologie auch Kontextualisierung genannt, ist ein Stichwort aus der Missionswissenschaft. Ausgangspunkt der Inkulturation ist letztlich die Inkarnation: *in unser armes Fleisch und Blut / verkleidet sich das ewig Gut (EG 23,2)*. Gott wird Mensch, weil er uns Menschen nahe kommen will. Von daher ergibt sich unsere Aufgabe: den Menschen, die Gott liebt, nahe zu kommen und ihnen in ihrer Lebenswelt zu begegnen.

In der Mission in Übersee ist die Aufgabe der Inkulturation einleuchtend: Wenn ich in einem fremden Land andern Menschen mit einer mir fremden Kultur das Evangelium zugänglich machen möchte, dann muss ich zunächst ihre Kultur und Sprache kennenlernen: die Art und Weise, wie sie miteinander umgehen, ihr Leben gestalten, auch, wie sie miteinander feiern und vieles andere mehr. Das erfordert enorme Anstrengungen, die Jahre dauern können. Aber nur so können andere das Evangelium verstehen und merken: Es ist nicht nur eine Sache für Mitteleuropäer, es gilt auch uns. „Inkulturation“ heißt: sich um eine kulturellen Gestalt des Evangeliums mühen, die dem Leben und Erleben der Menschen entspricht. Das Evangelium soll verständlich sein und zugleich als Herausforderung erkannt werden.

Mittlerweile können wir auch im Missionsland Deutschland nicht mehr darauf verzichten. Auch bei uns ist es unerlässlich zu fragen: Wie denken die Menschen in unserer Umgebung? Was beschäftigt sie? Auch bei uns gilt: Jedem soll das Evange-

lium in seiner Kultur zugänglich sein. Mit „Kultur“ meine ich hier Lebensgewohnheiten und Lebensweisen im weitesten Sinne. In dieser Hinsicht besteht ein kultureller Graben zwischen Konfirmanden und zwischen der älteren Generation, die vielerorts den Großteil der Gottesdienstbesucher ausmacht. Es wäre schade, wenn ein Konfirmand das Evangelium nur in der ihm meist fremden kulturellen Gestalt eines traditionellen Gottesdienstes kennenlernen würde!

Unsere traditionelle Kirchlichkeit ist nicht die Urform des Evangeliums. Das Evangelium begegnet uns immer in einer bestimmten kulturellen Form. Es gibt das Evangelium nicht „pur“, sondern immer nur in kulturell geprägten Formen. Zugleich müssen wir zwischen dem Evangelium und seiner kulturellen Form unterscheiden.

Ich kenne und schätze die traditionelle kulturelle Form unserer Kirche: Die Lieder des Gesangbuchs, Orgelmusik, Gottesdienste mit einer festen Liturgie, die vom regelmäßigen Nachvollzug lebt, tief gründende Predigten. Aber für viele, besser: die meisten unserer Zeitgenossen ist diese kulturelle Einbindung des Evangeliums fremd geworden. Das gilt schon von den so genannten Distanzierten, noch mehr für Menschen in konfessionslosen und atheistischen Milieus.

Ich kann nun nicht von meinen Zeitgenossen verlangen, dass sie sich zuerst zu einer bestimmten kulturellen Form bekehren müssen, damit ihnen das Evangelium verständlich und einleuchtend wird. Ich kann nicht von Konfirmanden verlangen, dass sie zuerst Orgelmusik, Bachkantaten und traditionelle Gottesdienste

schätzen müssen, damit sie Zugang zum Evangelium bekommen. Das wäre, wie wenn ein Missionar die Sprache Luthers unterrichtet, damit Menschen in Papua-Neuguinea die Lutherbibel lesen können und das Evangelium verstehen.

Hier kommt die Aufgabe der Inkulturation zum Zuge: Wie kann das Evangelium in einer kulturellen Form, in einem kulturellen Umfeld zum Ausdruck kommen, der den Menschen, mit denen ich lebe, vertraut ist? Eine Verweigerung der Inkulturation wäre lieblos, denn das würde bedeuten, Hürden zu errichten, die Menschen erst überwinden müssen, um Zugang zum Evangelium zu bekommen.



Auf der anderen Seite gibt es einen wichtigen Unterschied zwischen der Inkulturation in der Mission und der Inkulturation in unseren Gemeinden: In der Mission erfolgt die Inkulturation in der Regel in eine mir fremde Kultur, während wir an den Kulturen und Lebenswelten der Menschen in unserem Land in der Regel teilhaben: Die Musik, die sie hören, hören auch wir im Radio und anderswo. Das erleichtert die Aufgabe der Inkulturation, aber es erübrigt sie nicht.

Eines der derzeit bekanntesten Beispiele für den Versuch einer gottesdienstlichen

Inkulturation des Evangeliums sind die Gästegottesdienste von Willow Creek, die sog. „Seeker-Services“. Hier wird nicht gefragt: Wie ist uns das Evangelium vertraut?, sondern: Wie können wir es Kirchendistanzierten in einer Form nahe bringen, die ihnen vertraut ist und die sie verstehen können? Er geht deshalb radikal vor, weil er sich an Menschen wendet, denen die Veranstaltungsform „Gottesdienst“ nichts mehr sagt. Wo Menschen noch einen Begriff und eine Ahnung von „Gottesdienst“ haben, wird eine Inkulturation anders aussehen: Da bedarf es einer verantwortungsvollen Vermittlung zwischen der Tradition und den Rezeptionsgewohnheiten der Menschen, die in diesem Gottesdienst dem lebendigen Gott begegnen sollen. Die Aufgabe ist: Gottesdienste so gestalten, dass für jeden die Bedeutung des Evangeliums in seiner Situation verständlich und erkennbar wird, dass ihnen der Gottesdienst „etwas sagt“. Wie das aussieht, erfahre ich nur im Gespräch, im Dialog mit ihnen. Viele der Zweitgottesdienste verstehe ich als solche Bemühungen um Inkulturation.

Rede ich damit einer Anpassung das Wort? Soll Kirche alles machen und anbieten, Hauptsache, es kommt an? Keineswegs. Die *Inkulturation* ist nur die eine Seite. Daneben tritt die Aufgabe der *Konter-Kulturation*: Das Evangelium soll eingehen in die Lebenswelten unserer Zeit und in diesen als etwas anderes, davon zu Unterscheidendes zum Leuchten kommen.

Aufgabe der christlichen Gemeinde ist es nicht nur, nahe an den Menschen dran zu sein, sondern auch ein klar erkennbares

Profil zu haben. Während die Inkulturation dafür steht, dass das Evangelium in eine Kultur eingeht, steht die Konter-Kulturation für die bleibende Unterschiedenheit zu dieser Kultur.

Es geht also nicht um Anbiederung. Es geht nicht nur darum, das Evangelium in einer andere kulturelle Form eingeht, sondern immer auch darum, dass es in dieser Kultur als etwas wahrgenommen wird, was sich von dieser unterscheidet, als Herausforderung, als Ruf zur Umkehr. Das Ziel ist es, dass die jeweilige Kultur vom Evangelium her neu gestaltet und verändert wird. Wo Menschen gleichgültig bis ablehnend sind, da kann das damit zu tun haben, dass uns Christen nicht verheißen ist, dass wir nur Zustimmung ernennt werden. Wir sollten uns allerdings fragen, ob es wirklich das Wort vom Kreuz ist, das Ablehnung erfährt – oder ob es nicht vielmehr die kulturelle Form ist, in der ändern das Evangelium begegnet.

2. Elementare Schritte auf dem Weg zum Glauben

In der EKD-Schrift „Das Evangelium unter die Leute bringen“ von 2001 ist zu lesen: *„Es gibt viele Wege, der Einladung zum Glauben zu folgen ... Neben dem „Damaszkusweg“ einer plötzlichen Lebenswende und der allmählichen Veränderung des Lebens auf dem „Emmausweg“ gibt es auch den „Bartimäusweg“, wenn aus der diakonischen Erfahrung von Hilfe und überraschend erfahrener Liebe Vertrauen zu Jesus Christus erwächst“* (Das Evangelium unter die Leute bringen, 19).

Diese Sätze kann ich nur unterstreichen. Die schöpferische Vielfalt Gottes endet nicht mit der Schöpfung. Es ist nicht so,

dass im Bereich der neuen Schöpfung die Vielfalt einem einheitlichen Grau Platz machen würde. Wie im Bereich der kreatürlichen Schöpfung, so sind auch im Bereich der Neuschöpfung Wachstumsprozesse eine höchst individuelle Sache. Gott kennt nicht nur „Schema F“. Oder, mit dem Grafen Zinzendorf: Die Wege des Heilands „mit den Seelen sind in der Tat different“.

Und doch: Wo nur die Vielfalt betont wird, fehlt etwas. Vielfalt und Individualität ist ja nur die eine Seite. Wo mir die Verantwortung aufgetragen ist, Menschen auf solchen Glaubenswegen zu begleiten, da ist es grundlegend, nicht nur zu wissen und zu bejahen, dass es eine Vielfalt gibt, sondern auch die Gemeinsamkeiten in der Vielfalt zu kennen. Ohne hinter die Vielfalt zurückzukehren wollen: Wo es darum geht, Wege zum Glauben verantwortlich zu gestalten, ist es nötig, darüber hinaus zu fragen, wie ein Weg zum Glauben in elementaren Schritten aussehen kann. Es ist die Frage nach dem, was das Gemeinsame und Verbindende in der Vielfalt ist. Es genügt eben nicht, die Unverfügbarkeit von Glaubensentwicklungen zu betonen, wir brauchen Hilfen zur verantwortlichen Gestaltung und Begleitung.

Ein solcher Versuch der Elementarisierung stammt aus Rom. Papst Paul VI. war es 1975, der in seinem bis heute bedeutsamen *Apostolischen Mahnschreiben* „*evangelii nuntiandi*“ einen solchen Weg in fünf elementaren Schritten vorschlug. Eben diese fünf Schritte wurden im *Schreiben der Deutschen Bischofskonferenz* „*Zeit zur Aussaat*“. *Missionarische Kirche sein*“ (2000) wieder aufgegriffen.

Dort werden fünf „Stufen auf dem Glaubensweg“ genannt:

1. Zeugnis des Lebens
2. Zeugnis des Wortes
3. Zustimmung des Herzens („Die Botschaft des Evangeliums will gehört, aufgenommen und angeeignet werden, sie sucht die Zustimmung der Herzen der Menschen zur Wahrheit des Glaubens“)
4. Eintritt in eine Gemeinschaft von Gläubigen
5. Beteiligung am Apostolat - selbst in die Sendung eintreten.

Ich verstehe das nicht als ein festes und unabänderliches Schema, sondern als einen Versuch, den Weg zum Glauben und in die Gemeinde in elementaren Schritten zu beschreiben und zu gestalten.

Erstaunlich sind die Gemeinsamkeiten des römischen Vorschlags mit einer evangelikalischen Strategie aus den USA, aus der Gemeinde, die auch in Deutschland mittlerweile in aller Munde ist: Aus der Willow-Creek Community Church. Dort gibt es eine Sieben-Schritte-Strategie der Evangelisation. In der etwas holprigen deutschen Übersetzung sieht die so aus:

1. Hingegebene Nachfolger Christi bauen freundschaftliche Beziehungen zu Kirchendistanzierten auf.
2. Es ist das Privileg eines jeden Christen, von seinem Leben mit Gott anderen zu erzählen.
3. Die kirchendistanzierten Freunde werden zu den „Offenen Gottesdiensten“ am Wochenende eingeladen.
4. Die Freunde entscheiden sich für Christus und nehmen am Gemeindegottesdienst teil.

5. Sie werden Mitglied einer Kleingruppe
6. Sie übernehmen eine Aufgabe und dienen ihren Gaben gemäß im Leib Christi.
7. Sie gehen mit ihren Finanzen auf neue Art um

Ziel ist es, einen Weg zu beschreiben, wie aus *Unchurched Harry* ein *committed follower* wird, oder, wieder in holprigem Deutsch: Wie aus Kirchendistanzierten hingegebene Nachfolger Christi werden.

Man mag das typisch amerikanisch finden, man kann darin eine Schematisierung sehen, die zu einer methodischen Engführung führen kann. Man kann darin aber auch den Versuch sehen, in einem bestimmten Kontext zu elementaren Schritten auf dem Weg zum Glauben anzuleiten.

Erstaunlich sind vor allem die Gemeinsamkeiten zwischen diesen „Stufen auf dem Glaubensweg“ und der „Sieben-Schritte-Strategie“ von Willow Creek, man kann geradezu eine Synopse erstellen: Dem „Zeugnis des Lebens“ entspricht der Aufbau einer freundschaftlichen Beziehung, dem „Zeugnis des Wortes“ das Gespräch über den Glauben und die Einladung zu den „Offenen Gottesdiensten“, gefolgt von der „Zustimmung des Herzens“, dem bewussten Schritt in die Nachfolge. Das nächste ist der „Eintritt in eine Gemeinschaft von Gläubigen“, bei Willow Creek der Gemeindegottesdienst und die Kleingruppe. Der „Beteiligung am Apostolat“ entspricht die Übernahme einer Aufgabe in der Gemeinde, und eine typisch amerikanische Dreingabe ist der veränderte Umgang mit den Finanzen, an dem die lebensprägende Kraft des Glaubens exemplarisch sichtbar wird.

Man kann hier auch sehen, dass Willow Creek viel mehr ist als ein Gottesdienst in lockerer Atmosphäre mit einem Theaterstück. Der Seeker-Service, der Gästegottesdienst ist nur einer von sieben Schritten, und dazu einer, der prinzipiell austauschbar ist. Der Gästegottesdienst macht nur Sinn innerhalb des Gesamtkonzepts.

Die Notwendigkeit, einen Weg in solchen elementaren Schritten zu gestalten, erwächst daraus, dass der Weg zum Glauben nur selten ein punktuell Ereignis ist. Sicher, es gibt auch die radikale Kehrtwende. Aber in den meisten Fällen ist der Weg zum Glauben ein Prozess, ein Weg, auf dem Menschen Begleitung brauchen. Es geht nicht darum, Menschen in eine bestimmte Richtung zu drängen. Auf keinen Fall darf es dazu kommen, dass etwa Freundschaften instrumentalisiert werden. Vielmehr geht es darum, mit Menschen, die offen sind, einen Weg zu gehen, sie nicht allein zu lassen, sondern ihnen Brücken zu bauen, die weiterführen. Die Herausforderung besteht darin, sensibel einen solchen Weg zu gestalten, der Zeit lässt und Zeit gibt. Ein solcher Weg kann nach jedem Schritt abbrechen. Die elementaren Schritte sollen nicht zu einem Schema führen, sondern eine Ahnung davon vermitteln, wie so ein Weg beginnen und weiterführen könnte. Es ist selbstverständlich, dass sie flexibel zu handhaben sind. Was sich z. B. immer häufiger findet, ist, dass jemand zuerst in einer Gemeinschaft von Gläubigen eintritt, und erst dort sein Glaube heranwächst. Robin Gill nennt das *Belonging before believing*. Dadurch, dass jemand aufgenommen wird, dazugehören darf,

vielleicht sogar Aufgaben übertragen bekommt, wächst Glaube heran.

Als solche Glaubenswege *en miniature* können Glaubenskurse angesehen werden, ob das nun der Alphakurs, der Emmauskurs, oder der „Klassiker“ Christ werden – Christ bleiben“ ist. Am Anfang steht die Atmosphäre, die freundliche Aufnahme. Dann folgt das „Zeugnis des Wortes“, angelegt darauf, beim Einzelnen Zustimmung zu wecken, ihn hineinzuführen in eine Gemeinschaft von Gläubigen, mit dem Ziel, dass er seine Begabungen und Berufungen entdeckt und ausübt. Dazu wird ein Weg angeboten, der sich über mehrere Wochen erstreckt.



3. Zielorientierung im Gemeindeaufbau

3.1. Die Notwendigkeit einer Gesamtkonzeption

Wie können wir unsere Gemeinde so gestalten, dass sie zu einem wachstumsfördernden Umfeld für den Einzelnen wird? Das ist eine der zentralen Fragen des Gemeindeaufbaus, der Gemeindeentwicklung – und dabei geht es um weit mehr als um eine rein organisatorische Strategie!

Manche Zweitgottesdienste in unseren Gemeinden haben den Anspruch, sich an Willow Creek zu orientieren. Aber das greift zu kurz, wenn damit nur gemeint ist: wir haben einen Gottesdienst in lockerer Atmosphäre mit einem Theaterstück. Zwar nicht jede Woche wie bei Willow Creek, aber doch alle zwei Monate einmal. Nun ist der *Seeker-Service*, der Gästegottesdienst von Willow Creek in der Tat ein innovatives Gottesdienstkonzept. Aber es ist nicht isolierte Aktion

gedacht! Der Clou ist die Einbettung in eine Gesamtkonzeption des Gemeindeaufbaus. Er braucht sozusagen „flankierende Maßnahmen“, ein „davor“ und ein „danach“. Wichtig ist nicht dieser Gottesdienst als solcher, sondern das Zusammenspiel aller Elemente, wenn etwas Dauerhaftes daraus erwachsen soll.

Das gilt nicht nur für Zweitgottesdienste, sondern für alle Projekte und Aktionen einer Gemeinde. Purer Aktionismus hilft nicht weiter. So nach dem Motto: Wir sollten mal wieder etwas unternehmen. Und dann wird ein Projekt aus dem Boden gestampft: Hier eine Musikanacht, dort eine Gemeindefreizeit, wieder woanders eine Evangelisation. Das können alles gute und hilfreiche Dinge sein. Allerdings stehen isolierte Aktionen unter der Gefahr, dass ihre Wirkungen schnell verpuffen. Besser ist es, die einzelnen Aktionen und Projekte als Teil des Gemeindeaufbaus zu sehen. Dabei muss die Frage nach der Nachhaltigkeit eine wichtige Rolle spielen. Zur „Wachsenden Kirche“ gehört es, nicht nur kurzzeitige Erfolge anzustreben, sondern sich um Beständiges und Dauerhaftes zu mühen.

Ich bleibe beim Beispiel Zweitgottesdienst. Wie könnte da ein „davor“ und „danach“ aussehen?

Ich versuche ein Beispiel: Da hat eine Gemeinde über einen Mutter-Kind-Kreis Kontakte zu jungen Familien. Wenn man nun gleich kommen würde und sagen: die könnten wir in Hauskreise einladen, dann wäre das für die meisten eine Überforderung. Man könnte sie hingegen zu Familiengottesdiensten oder zu Zweitgottesdiensten einladen. Für diejenigen, die

regelmäßig kommen und Interesse zeigen, wäre ein nächster Schritt beispielsweise ein Glaubenskurs. In der Weiterführung eines Glaubenskurses könnten dann ein Hauskreis und schließlich die Mitarbeit in der Gemeinde stehen. Wichtig ist dabei: Es soll ein Weg sein, der Zeit lässt und Zeit gibt. Niemand soll zum jeweils nächsten Schritt genötigt werden.

Was heißt das nun für eine Gemeinde insgesamt? Das heißt keineswegs, dass man den Altenclub verbieten und den Dritte-Welt-Laden vor die Tür setzen sollte. Aber wenn es um die Frage geht, wo Schwerpunkte gesetzt, wo Kräfte investiert und wo Neues begonnen werden sollte, sollte nicht das Zufallsprinzip regieren oder die Steckenpferde des Pfarrers den Ton angeben, hier geht es um ein stimmiges Konzept. Schwerpunktsetzungen sind nötig, denn wer alles gleichmäßig weiterführen will, steht in der Gefahr, sich zu verzetteln.

Dazu ein schönes Beispiel von *Herbert Lindner*. Er setzt an bei der „Zielorientierung auf das Glaubenthema“. Diese bedeutet keineswegs, „nur ‘rein’ religiöse Themen anzubieten“. „Kochkurse in der Gemeinde? Streichen oder jedenfalls die Finger davon lassen? Was macht den Kochkurs zum legitimen Angebot einer Kirchengemeinde: Dass „biblische Speisen“ gekocht werden? Dass die Fragen nach dem Lebensstil und der ökologischen Verantwortung zur Sprache kommen? Dass in den Kochpausen und beim Gemüseschneiden die kleinen und großen Alltagsprobleme zur Sprache kommen? Dass Verbindungen geknüpft werden, die tragfähig sind, wenn existenzielle Fragen aufbrechen? Dass Fragen der familiären Rollenverteilung besprochen und geklärt werden?“



Dass das Abschlussessen des Kurses in eine Agape mündet? Dass die Rezepte der in der Gemeinde wohnenden Ausländer mit diesen zusammen erarbeitet werden und das Ergebnis eine große Einladung im Gemeindehaus zum ersten Advent oder in der Woche der ausländischen Mitbürger ist?“ Ich könnte noch ergänzen: Dass vor dem Essen ein Tischgebet gesprochen wird und es am Ende eine Andacht gibt?

Am diesem Beispiel verdeutlicht Lindner, „daß viele Angebote Medien für erweiterte Inhalte sein können. Auf den Kontext kommt es an und auf den Rahmen, in den dieses Angebot gestellt wird ... [D]ie Mittel, die eine evangelische Kirchengemeinde verwendet, sind nicht absichtslos, sondern sie dienen einem Ziel. Die Ziele für dieses Mittel müssen mit den Gemeindezielen übereinstimmen und ausdrücklich gemacht werden. Es muß beschreibbar sein, auf welchen Wegen dieses Mittel die Chance besitzt, die angestrebten Ziele zu erreichen. Es genügt nicht, allgemeine Erwartungen und eventuelle Möglichkeiten zu beschreiben, um Dinge zu tun, die einmal Resonanz versprechen“ (Kirche am Ort. Ein Entwicklungsprogramm für Ortsgemeinden, 2. Aufl. 2000, 139).

Für eine wachsende Kirche ist es wichtig, sich zu überlegen, wie die einzelnen Bausteine zusammenpassen und zusammenwirken sollen, dass eine Gemeinde insgesamt zu einem glaubensfördernden Umfeld wird. Das kann bei jeder Gemeinde wieder anders aussehen. Ich plädiere hier nicht für ein Einheitskonzept, sondern dafür, zu fragen, was in der jeweiligen Situation mit den vorhandenen Kräften und Mitarbeitern das Angemessene und Weiterführende sein kann.

Das spricht auch dafür, zu fragen, wie die einzelnen Aufgabenfelder und Aktivitäten einer Gemeinde zusammengehören. Viele Gemeinden haben gute Erfahrung mit der Erstellung eines Leitbildes, mit der Formulierung von Gemeindezielen oder mit einer Perspektivplanung gemacht. Die Absicht hinter ist klar: Eine Gemeinde, die einen gemeinsamen Auftrag erkennt und wahrnimmt, muss auch das Ziel und die Grundlage dieses Auftrags nennen können. Wenn man nur sagt: Wir wollen doch alle dasselbe, aber jeder wieder etwas anderes darunter versteht, wird das nicht gelingen.

3.2. Das „Klima“ einer Gemeinde

Die Einbettung in den Gemeindeaufbau ist das eine. Es wäre verfehlt, zu meinen, man bräuchte nur das richtige Konzept und die richtige Strategie, dann würde alles klappen. In unseren Gemeinden geht es um Menschen, und das heißt auch, dass es „menschelt“. Sie werden alle Fälle kennen, wo ein Pfarrer und eine Gemeinde zusammenfinden, die theologisch-geistlich zusammenzupassen und sich auch einig sind in der Zielsetzung für die Gemeindegemeinschaft – und das Ganze geht

dann deshalb schief, weil es im menschlichen Miteinander zu Zerwürfnissen kommt.

Ein gutes Konzept ist wichtig, aber es hilft allein nicht weiter, wenn gleichzeitig die Mitarbeiter gegängelt und ausgebremst werden. Wenn ein Kirchengemeinderat alle Ideen des Pfarrers blockiert oder wenn umgekehrt ein Pfarrer nie gelernt hat, im Team zu arbeiten. Mitarbeiter in einer Gemeinde brauchen ein Umfeld, in dem sie Anerkennung finden, in dem sie sich entfalten können und gefördert werden. Das Miteinander – die Umgangsformen – die Atmosphäre, das Klima einer Gemeinde muss stimmen, damit eine Gemeinde wachsen kann. Es ist wie beim Wein: Guter Wein gedeiht nicht in jedem Klima, er braucht ein bestimmtes Klima, um wachsen zu können.

3.3. Die „Körpersprache“ einer Gemeinde

Zur Frage nach dem Klima tritt diejenige nach der „Körpersprache“. Wir können durch Gestik und Mimik einander mit unserem Körper Zeichen geben, ohne viel zu reden. Das geschieht oft

unbewusst. Schwierig wird es dann, wenn das Gesagte und die Körpersprache nicht zusammenpassen, sondern einander widersprechen. Das sorgt für Irritationen.

Genauso ist es bei der „Körpersprache“ einer Gemeinde. Gemeint ist die Frage: Welche Signale sendet unsere Gemeinde nach außen? Wie werden wir im Ort von



andern wahrgenommen? Als ein abgeschlossener Kreis mit hoher Nestwärme, aber unzugänglich für andere? Wenn das so ist, hilft alles Reden über Offenheit und Mission nichts. Dann redet die „Körpersprache“ der Gemeinde stärker als die Worte. Hören neu Dazukommende zwar ein „schön, dass du da bist“, aber spüren dann bald, dass sie kaum eine Chance haben, in das „Innere“ einer Traditions-gemeinde vorzustoßen? Ich freue mich immer, wenn ich in eine Gemeinde komme, wo ich spüre: „Körpersprache“ und Worte passen zusammen. Wo ich denke: In so einer Gemeinde könnte ich mir gut vorstellen, mit unserer Familie zu wohnen.

Während ich mit dem Stichwort „Klima“ die Zusammenarbeit innerhalb der Gemeinde im Blick hatte, zielt die „Körpersprache“ nach außen. Ich komme damit zum Auftrag der Gemeinde, zu ihrem missionarischen Auftrag. Der beginnt damit, dass eine Gemeinde sich nicht selbst genug ist, sondern sich nach außen hin öffnet. Sie öffnet in ihren Bemühungen um Inkulturation des Evangeliums, sie öffnet in der Absicht, anderen einen Weg hin zum Glauben und in die Gemeinde zu eröffnen.

Das ist dort der Fall, wo eine Gemeinde fragt: Was sind das für Menschen, mit denen wir zu tun haben? Was treibt sie um, was bewegt sie? Welche Sorgen und Nöte beschäftigen sie? Wo eine Gemeinde so fragt, findet Kommunikation nach außen statt. Da wird eine Gemeinde verändert. Da kommt eine Kerngemeinde heraus aus dem abgeschlossenen Milieu einer kirchlichen Subkultur. Auch das ist unabdingbar für eine „Wachsende Kirche“.

4. Zur Soziologie des Wachstums

Was fördert das Wachstum des Glaubens, was erschwert es? Vorhin sprach ich vom Klima einer Gemeinde. Jetzt frage ich: In welchem „Humus“ gedeiht Glaube? Welche Faktoren tragen dazu, dass die Weitergabe des Glaubens gelingt, welche erschweren sie? Das gilt sowohl für die Weitergabe von Generation zu Generation als für die missionarische Weitergabe.

Ich steige ein mit einer Beobachtung des Bielefelder Soziologen Franz-Xaver Kaufmann: *„Es war in der Vergangenheit nie in erster Linie die kirchliche Organisation als solche, welche die Tradierung christlicher Sinngehalte auf die folgende Generation zu leisten hatte. Die Gewinnung neuer Christen durch die Erziehung der Kinder im christlichen Geiste erfolgte vermittelt durch jene sozialen Gruppen, denen die Kinder angehörten: die Familie, die Verwandtschaft, die Nachbarschaft, die Schule und ... die Jugendgruppen ... Wenn dagegen sozusagen alles, was mit Religion zu tun hat, von den Kirchen und deren amtlichen Vertretern erwartet wird, ... wenn in Familien und im Freundeskreis über religiöse und moralische Fragen nicht mehr gesprochen wird, so sind die Chancen der religiösen Sozialisation und damit die Tradierungschancen des Christentums ... erheblich reduziert“* (Kirche begreifen, 1979, 133f).

Die Ergebnisse lassen sich so zusammenfassen: *„Wenn es zutrifft, daß Wertorientierungen nur über die Identifikation mit Gruppen oder Personen erworben werden können, so gibt es aus erfahrungswissenschaftlicher Sicht eigentlich nur zwei Wege, um zu einem in theologischer Hinsicht*

qualifizierten Glauben zu gelangen: entweder die länger dauernde Einbindung in religiös motivierte Gruppen oder die Identifikation mit Personen, die als Vorbilder erfahren werden“ (Religion und Modernität, 1989, 226).

Überlegen Sie einmal, was für Sie auf dem Weg zum Glauben wichtig war. Ich bin überzeugt, dass es eben diese Faktoren waren: „die länger dauernde Einbindung in religiös motivierte Gruppen oder die Identifikation mit Personen, die als Vorbilder erfahren werden“ – oder im besten Fall beides.

Das gilt für die Weitergabe des Glaubens von Generation zu Generation ebenso wie für Mission. „Wachsende Kirche“ wird darauf bedacht sein, soziale Kontexte zu schaffen und zu fördern, in denen Glaube Wurzeln schlagen kann, in denen er gefördert wird und sich entfalten kann. Die Ortsgemeinde ist dazu oft zu groß und unüberschaubar. Deshalb brauchen wir Formen, die zwischen der Kleinfamilie und der Ortsgemeinde liegen. Jugendgruppen, Hauskreise, Zellen, Nachfolgegruppen, Gemeinschaften und andere „Biotope des Glaubens“.

„Wachsende Kirche“ wird hier darauf achten, dass Glaube in der Gemeinschaft des Glaubens beheimatet wird. Dass er ein Umfeld bekommt, in dem er gestützt und gefördert wird. Der Soziologe Peter L. Berger nennt das eine „Plausibilitätsstruktur“: ein soziales Umfeld, in dem Glaube plausibel bleibt.

Das ist aber nur die eine Seite. Es wäre wenig gewonnen, wenn alle Christen sich in christlichen Grüppchen einigelten und von der bösen Welt abschotteten. Chri-

sten haben den Auftrag, Salz der Erde und Licht der Welt zu sein. Glaube bewährt sich gerade in der „Diaspora“ dieser Welt. Wir brauchen deshalb „diasporafähigen“ Glauben. Das heißt, wir brauchen die Gemeinden als „glaubensförderndes Umfeld“ – ein Umfeld, in dem Glaube so gefördert und gestärkt wird, dass er auch im Alltag, in der Minderheitensituation tragfähig ist.

Eine solche soziologische Betrachtung steht nicht im Gegensatz zu einer theologischen. Beide Betrachtungsweisen ergänzen einander vielmehr und treffen sich nicht zuletzt darin, dass Glaubensvermittlung letztlich unverfügbar ist. Ich bin der Überzeugung, dass der Heilige Geist in diesen und durch diese soziologisch beschreibbaren Prozesse am Wirken ist. Sein Wirken ist zwar nicht auf diese Prozesse beschränkt, aber in der Regel bedient sich der Heilige Geist solcher der durch die Schöpfung gegebener Strukturen. Zu einer verantwortlichen Wahrnehmung des missionarischen Auftrags gehört es deshalb auch, diesen Prozessen Beachtung zu schenken – nicht um einer Ideologie der Machbarkeit zu huldigen, sondern im Vertrauen auf das Wirken des Heiligen Geistes in, mit und unter sozialen Prozessen.

5. Zur Frage der „pastoralen Strategie“

Wie können die eben geäußerten Gedanken zur Soziologie des Wachstums in einem volksgemeinschaftlichen Kontext umgesetzt werden? Da gibt es ja noch eine Reihe weiterer Aufgaben und Verpflichtungen, denen wir uns nicht einfach entziehen können. Welche „pastorale Strategie“ ist hier angemessen? Ich greife dabei zurück

auf Gedanken des römisch-katholischen Theologen Medard Kehl aus St. Georgen bei Frankfurt zurück (Welche „pastorale Strategie“ braucht die deutsche Kirche heute?, 2003). Kehl unterscheidet zwei „pastorale Grundimpulse“: Eine „Pastoral mit Breitenwirkung“ und eine „Pastoral der Dichte bzw. Intensität“.

5.1 Aufgabe der „Pastoral mit Breitenwirkung“ ist es, „die Präsenz des christlichen Glaubens in seiner *humanisierenden Kraft* gesamtgesellschaftlich lebendig [zu] erhalten“. Kirchen sind wichtig „als ernst zu nehmender Gesprächs- und Koalitionspartner im öffentlichen Leben und im Leben der einzelnen Glieder“. Wir brauchen die Präsenz des christlichen Ethos in der Friedensfrage, der Frage der wirtschaftlichen Globalisierung, der medizinischen Nutzung der Gentechnik usw. Wir brauchen eine Kirche, die sich hier qualifiziert und kommunikativ einbringt.

Dann gehört zur *Pastoral mit Breitenwirkung* die „Kirche als religiöse Dienstleistungsgesellschaft“. Kehl redet von „kultureller Diakonie“ und meint das, was traditionell mit „Volksgemeinschaft“ bezeichnet wird: Diejenigen kirchlichen Handlungen, die den größten Teil der Kirchenmitglieder erreichen: Kindergärten, Religions- und Konfirmandenunterricht, Diakonie und Seelsorge und vor allem die Kasualien. Kurzum: Diejenigen Angebote, die weithin pfarramtlich versehen werden, die von fast allen Kirchenmitgliedern in Anspruch genommen werden und daher auch als Dienstleistungen betrachtet werden können.

5.2 Der „Pastoral mit Breitenwirkung“ gegenüber steht der zweite pastorale

Grundimpuls, die „Pastoral der Dichte“ bzw. Intensität.

Hier geht es vor allem darum, Das wachsende „Netzwerk“ verschiedenster „kommunikativer Glaubensmilieus“ kirchlicherseits aktiv zu fördern. Mit „*kommunikativen Glaubensmilieus*“ meint es das, was die katholischen deutschen Bischöfe „Biotope des Glaubens“ nennen. Es geht um Gruppen, Gemeinschaften, geistliche Bewegungen. Evangelisch gesprochen: um alles von der Basisgemeinde bis zum Hauskreis.

Diese „Glaubensmilieus“ sollen nach Kehl „als öffentlich erkennbare Sozialform von Kirche“ ein Gegengewicht zur Kirche als „Dienstleistungsgesellschaft“ bilden, indem sie eine kirchliche „*Eigenkultur*“ (nicht „*Gegenkultur*“!) aufzubauen versuchen und damit der Kirche zu einer profilierten Identität verhelfen. „Diese lebendige Form von ‚Gemeinschaft im Glauben‘ kann der Kirche im Ganzen wirksam zu ihrer kulturell wahrnehmbaren Identität als Kirche Jesu Christi, als Volk Gottes und als Zeichen der Liebe Gottes verhelfen“.

Mit meinen Worten: Kirche kann nicht nur aus vom Pfarrer erbrachten Dienstleistungen bestehen. Kirche ist zunächst und vor allem *Gemeinschaft der Glaubenden* (*communio sanctorum*). Das macht ihre Identität aus – und das soll deshalb auch die Gestalt der Kirche prägen. In ihrer Form soll der Glaube als lebensprägende und gemeinschaftsstiftende Kraft anschaulich werden.

Lassen Sie es mich als Frage formulieren: Was für eine Anschauung haben unsere Zeitgenossen vom christlichen Glauben?

Fällt ihnen zuerst die Kirche als Organisation ein, der Pfarrer, der Gottesdienste und Konfirmandenunterricht hält, der Kinder tauft und Verstorbene beerdigt? – Oder denken sie da an Menschen, die gemeinsam ihren Glauben leben, deren ganzes Leben davon geprägt ist, die glaubwürdig sind und etwas ausstrahlen?

5.3. So weit die Gegenüberstellung. Auch wenn meine letzten Worte schon eine klare Tendenz hatten, geht es nun nicht darum, das eine zu tun und das andere zu lassen. Vielmehr kommt es darauf an, beide Grundimpulse zu vernetzen, damit sie sich gegenseitig ergänzen. Medard Kehl formuliert das so: „*Meine spezifische Option: Den Hauptakzent unserer Pastoral verlagern auf den zweiten Grundimpuls - allerdings nur im offenen und weiten Horizont des ersten*“.

Er begründet das so: Der erste Grundimpuls ist das, was die Kirche bei uns quasi immer schon tut. Das ist man von ihr gewohnt und das erwartet man von ihr. „Der zweite Grundimpuls dagegen bedarf heute einer ganz bewussten Entscheidung; denn inmitten einer Kultur, die sich zunehmend desinteressiert an den spezifisch christlichen Inhalten unseres Glaubens und auch an einer verbindlichen gemeinsamen Lebensform im Glauben zeigt, muss sich das Volk Gottes bewusst und gegen den kulturellen Sog seiner gemeinsamen Glaubensidentität stärker vergegenwärtigen“. Nicht indem sie sich abkapselt, sondern in Offenheit für alle Menschen. Soweit Kehl.

Um zu verdeutlichen, dass die „Pastoral mit Breitenwirkung“ in der gegenwärtigen Situation allein nicht zu einer zu-

kunftsreichen Gemeinde führt, verweise ich gerne auf die Erfahrungen von Eberhard Winkler aus Halle: „Kasualien und Religionsunterricht werden auf die Dauer nicht ausreichen, die ‚Christen in Halbdistanz‘ in der Kirche zu halten. Wir haben in der DDR erlebt, wie schnell eine Kasualkirche zusammenbrechen kann“ (Eberhard Winkler, *Tore zum Leben*, 1995, 34).

5.4. In der Frage nach dem Verhältnis von „Pastoral mit Breitenwirkung“ und „Pastoral der Dichte bzw. Intensität“ sehe ich eine der großen Herausforderungen auch und gerade im Pfarramt. Hier liegt auch eine der großen und noch nicht befriedigend gelösten Herausforderungen für den Gemeindeaufbau. Das Problem besteht darin, dass sich die Erwartungen und Vorgaben für den Dienst der Pfarrfrauen und Pfarrer an der „Pastoral mit Breitenwirkung“, konkret: am volkswirtschaftlichen Betreuungsmodell orientieren. Die Zahl der zu „versorgenden“ Gemeindeglieder, Gottesdienste, Kasualien und Besuche, Unterricht und Verwaltung – das sind die verpflichtend vorgegebenen Aufgaben. Wesentliche Elemente einer „Pastoral der Dichte und Intensität“ hingegen werden von vielen als Kür betrachtet. Übergeht man diesen Bereich, sind über die Unzufriedenheit einiger Gemeindeglieder hinaus kaum Konsequenzen zu befürchten. Hier müsste auf vielen Ebenen weitergedacht und -gearbeitet werden, damit „Gemeindeaufbau“ im Sinne der „Pastoral der Dichte bzw. Intensität“ nicht nur dort stattfindet, wo es Pfarrfrauen und Pfarrern von ihrer Veranlagung und Begabung her gelingt, beide Aufgabenbereiche in ihrer Person miteinander zu verbinden und zu integrieren.

„Verheißungsorientierte Gemeindeentwicklung“

Glaube entsteht nach dem Augsburger Bekenntnis *wo und wann Gott will* (CA V). Das kann man unterschiedlich auslegen – ich meine jetzt nicht auf der theologischen, sondern auf einer mentalen Ebene. Man kann das so verstehen: Wo und wann Gott will – wir haben das nicht in der Hand. Wir können keinen Glauben machen. Und das kann dann schnell resignative Züge annehmen, vor allem dann, wenn er sich mit scheinbar erfolglosen Bemühungen verbindet: Gottesdienste, Konfirmandenunterricht, Hausbesuche, Religionsunterricht – was ist geblieben?

Man kann die Stelle auch anders akzentuieren: Gott will, dass Glaube geweckt und gestärkt wird, er will dass seine Gemeinde wächst. Das sagt uns die Heilige Schrift immer wieder. Sicher, wir können Glauben und Wachstum nicht machen – das hat Gott sich vorbehalten. Aber wie wirkt Gott? Durch Instrumente, Werkzeuge. Gott will unser Handeln in seinen Dienst nehmen. Unsere Bemühungen um Inkulturation des Evangeliums, unsere Bemühungen darum, für andere einen Weg hin zum Glauben in elementaren Schritten zu gestalten, unsere Bemühungen um die Gestaltung der Gemeinde und den Gemeindeaufbau, unsere Bemühungen darum, ein Umfeld zu schaffen und zu gestalten, in dem Glaube wachsen kann.

Auch die Glaubensvermittlung, auch der missionarische Auftrag bedarf einer verantwortlichen und planvollen Wahrnehmung und Gestaltung - im Vertrauen darauf, dass Gottes Geist durch unsere



menschlichen Bemühungen und durch unsere begrenzten Möglichkeiten *tantum per instrumenta* (CA V) (wie als mit Instrumenten oder Werkzeugen) sein Werk tut. Deshalb steht all unser Tun, das auf Glauben zielt, unter seiner Verheißung. Gott will, dass Glaube geweckt wird, dass Gemeinde wächst, er will, dass Menschen in unseren Gemeinden zu fröhlichen Christenmenschen werden. Er hat verheißt, dass sein Wort nicht leer zurückkommt.

„Wachsende Kirche“ geht nicht von einer „wir-können-sowieso-nichts-tun“-Mentalität aus, sondern von Gottes Verheißung. Angesagt ist „verheißungsorientierte Gemeindeentwicklung“ (Burghard Krause). Gottes Verheißung führt nicht zur Untätigkeit, vielmehr zielt sie auf unseren Glauben und unseren Gehorsam. Sie „provokiert“ Glaube und Gehorsam, ruft sie hervor. Unseren Gehorsam, der in einer liebevollen und phantasievollen Gemeindegemeinschaft sich auswirkt – zur Ehre Gottes und zum Wachstum seiner Gemeinde.

Dan Peter



Kirchenrat Dan Peter leitet das Referat „Publizistik und Gemeinde“ und das Projekt „Wachsende Kirche“ im Evangelischen Oberkirchenrat in Stuttgart.

Der Kongress Wachsende Kirche –

Einstieg für neu gewählte Kirchengemeinderäte, Motivation für verantwortliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Am Freitag 11. und Samstag 12. April 2008 lädt die württembergische Landeskirche nach 2003 zum zweiten Gemeindeentwicklungskongress nach Stuttgart ein. Der Kongress zum Thema „Wachsende Kirche“ findet diesmal im Kultur- und Kongresszentrum Liederhalle statt.

Unter den Überschriften

- Gott feiern und bezeugen,
- Glauben entdecken und vertiefen,
- Menschen einladen und begleiten,
- Gesellschaft verantworten und gestalten,
- Gemeinde entwickeln und leiten sollen neben den neu gewählten Kirchengemeinderäten alle verantwortlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Ehren-, Neben- und Hauptamt unserer Landeskirche inspiriert und ermutigt werden, Kirche nicht aus der Resignation über einen mancherorts zu beobachtenden Rückgang sondern im Vertrauen auf die Verheißungen Gottes und die vielfältigen und ermutigenden Erfahrungen des Wachstums zu gestalten.

Auf dem Kongress soll praxisnah anhand von Erprobungen, Modellen und Erfahrungsberichten vorgestellt werden, was von 2004, bei der Auftaktveranstaltung

der Landessynode, bis 2006, beim ersten Impuls an die Gemeinden, als Projektziele umrissen wurde: Die Kirche ist ihrem Wesen nach Leib Jesu Christi, geschaffen durch sein Wort und durch die Kraft des Heiligen Geistes. Darin hat die Kirche ihre Würde und daraus schöpfen ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter samt allem Kirchengliedern Hoffnung und Zuversicht. Christus ist und bleibt das Subjekt des Wachstums seiner Kirche. Gleichzeitig hat er Gaben und Ämter eingesetzt, damit dieses Wachstum geschieht. Eine Kirche, die das Wachstum (im Sinne von Epheser 4,15-16) will, wird darauf hinarbeiten, dass ihre Glieder des eigenen Glaubens gewiss werden und die Sprachfähigkeit in Glaubensfragen einüben. Sie wird spirituelle Räume suchen, entdecken und schaffen, in denen Menschen zum Glauben kommen und im Glauben wachsen.

Es ist das Ziel des Kongresses – wie des gesamten Projekts Wachsende Kirche –, den Glauben und die Zuversicht in den Gemeinden und Einrichtungen unserer Landeskirche zu fördern. Er soll Anstöße geben, wie Kirche wachsen kann in einer Gesellschaft, in der das Erwachen von Religiosität und Sinnsuche zu beobachten

ist. Er will ein biblisch fundiertes Selbstbewusstsein in den Gemeinden und Einrichtungen unserer Kirche stärken und das Wachstum der Kirche in ihrer Gestalt als Volkskirche fördern.

Seit 2007 wird innerhalb des Projekts durch Dr. Heinz-Peter Hempelmann in enger Zusammenarbeit mit der Universität Greifswald auch eine wissenschaftliche Untersuchung unternommen, wie Menschen heute in unserer Gesellschaft zum Glauben finden. Besonders interessieren dabei die ersten Annäherungsschritte, wichtige Erfahrungen und die Veränderungen in der Einstellung zu Kirche und Glaube. Auch wenn diese Untersuchungen erst deutlich nach dem Kongress abgeschlossen und ausgewertet werden können, werden auf dem Kongress im Seminarbereich erste Zwischenergebnisse vorgestellt.

Den Eröffnungsvortrag zum Kongress hält der als kirchlicher Visionär und begeisterter Redner bekannte evangelische Theologe und ehemalige Benediktinermönch Dr. Fulbert Steffensky aus Hamburg zum Thema „Kleine Herde oder großer Verein - Wohin soll die Kirche wachsen?“. Es folgen fünf Gesprächsforen und ein festlicher Abend mit einem breit gefächerten kulturellen Programm unter anderem mit einem Nachteulengottesdienst, Sing & Praise, der Sarah Kaiser Band, einem „Politischen Nachtgebet“, einem Orgelkonzert in der Stiftskirche und Kabarett.

Sechs parallele Bibelarbeiten, gehalten von PD Dr. Klara Butting, Pfarrerin Heloisa Dalferth, Rundfunkpfarrerin Lucie Panzer, Prof. Dr. Hartmut Rupp, Pfarrerin

Birgit Winterhoff und Pfarrer Hanspeter Wolfsberger, eröffnen den Samstag. Diesen folgen Vorträge von Oberkirchenrat Helmut Beck, PD Dr. Thomas Erne, Pfarrer Hans-Georg Filker, Prof. Dr. Michael Herbst, Dr. Beate Jakob und Prof. Dr. Isolde Karle. Am Nachmittag werden rund 120 Seminare angeboten, bevor ein Sendungsgottesdienst mit Landesbischof Frank O. July den Kongress abschließt. Ein „Servicemarkt“ und ein „Markt der Möglichkeiten“ sorgen zudem für vielfältige Informationsmöglichkeiten.

Vielfältig haben sich in der Evangelischen Landeskirche in Württemberg neue Gottesdienstformen bewährt, ebenso neue Ideen in der Kinder-, Jugend- und Erwachsenenarbeit, Theologie- und Glaubenskurse, Modelle der Kooperation von Kommune und Kirche und nicht zuletzt Modelle der Entlastung. Der Kongress soll nun Vernetzungen anstoßen und gegenseitiges Lernen oder die Freude am qualitativen oder quantitativen Wachstum ermöglichen und fördern.

Die Anmeldung ist seit Mitte Januar zum Kongress auf der Homepage des Projekts unter www.wachsendekirche.de möglich. Es liegt ein ausführlicher Kongress-Prospekt vor, der über die Pfarrämter verschickt wurde, aber auch beim Kongress-Büro, Evangelischer Oberkirchenrat, Referat 1.3., Gänsheidestraße 4, 70184 Stuttgart, Tel. (0711 / 2149-362), info@wachsendekirche.de, angefordert werden kann. Umgehende Anmeldung ist dringend ratsam, da nur bis zum 23. März die ermäßigte Kongressgebühr gewährt werden kann. Endgültiger Anmeldeschluss ist am 4. April 2008.

Werner Schmückle

Wie Menschen heute zum Glauben finden

„finding faith today“
Impulse aus der anglikanischen Kirche



Wo Kirche ist, da hat sie ein Ziel: das Reich Gottes.

Wie könnte es anders sein, als dass dieses Ziel der Kirche eine dauernde Beunruhigung bildet für die Menschen in der Kirche, deren Tun in keinem Verhältnis steht zur Größe dieses Ziels? Es darf nun nicht geschehen, dass man sich dadurch die christliche, das heißt die kirchliche und auch die theologische Existenz verleiden lässt. Es kann wohl geschehen, dass man die Hand, die an den Pflug gelegt ist, sinken lassen möchte, wenn man die Kirche mit ihrem Ziel vergleicht....

Wenn wir wirklich auf das Reich Gottes hoffen, dann können wir auch der Kirche in ihrer Kümmerlichkeit standhalten. Dann werden wir uns nicht schämen, in dieser konkreten Gemeinde die eine heilige allgemeine Kirche zu finden, und dann wird auch ein jeder sich seiner besonderen Konfession nicht schämen.

Die christliche Hoffnung, die das Revolutionärste ist, was man sich denken kann und neben der alle anderen Revolutionen nur Platz-Patrönchen sind, ist eine disziplinierte Hoffnung. Sie weist den Menschen in seine Schranken: du darfst jetzt da aushalten. Das Reich Gottes kommt, so musst du nicht den Flug nach dem Reiche Gottes antreten! Stell dich an deinen Ort und sei an deinem Ort ein treuer Diener des göttlichen Wortes! Du kannst revolutionär sein, kannst aber auch konservativ sein.

Wo dieser Kontrast von Revolutionärem und Konservativem im Menschen vereinigt ist, er ganz unruhig und auch wieder ganz ruhig zugleich sein darf, wo er mit den anderen so in der Gemeinde sein darf, in der sich die Glieder wiedererkennen in Sehnsucht und in der Demut im Lichte des göttlichen Humors, wird er tun, was er zu tun hat. In diesem Licht ist alles unser kirchliches Tun erlaubt und sogar geboten. So geht die Kirche wartend und eilend der Zukunft des Herrn entgegen.

Karl Barth

Um 1980 war in allen Kirchen in England der Verlust an Mitgliedern und damit der Rückgang an Geldeinnahmen so dramatisch, dass alle Kirchen ernsthaft über Evangelisation nachdachten und sich neuen Ideen und Methoden öffneten. 1991 wurde in England eine Dekade der Evangelisation begonnen. Im Rahmen dieser Dekade gab es auch eine Untersuchung zur Frage, wie Menschen heute zum Glauben kommen. Die Ergebnisse wurden unter dem Titel „Finding Faith today – How does it happen?“ veröffentlicht und erbrachten für manche Theoretiker und Praktiker der Evangelisation durchaus Überraschendes.

Im Grunde ging man ja immer davon aus, dass viele Menschen in der Art eines Damaskuserlebnisses durch eine plötzliche Bekehrung zum Glauben kommen und dass sie erst danach die Gemeinschaft mit anderen Christen suchen. Die Einbindung in eine christliche Gemeinschaft galt dann als Nacharbeit der Evangelisation. Die Studie hat jedoch ergeben, dass für

die meisten Menschen der Zugang zum Glauben ein fortwährender Prozess und keine plötzliche Erfahrung ist. Der Weg lässt sich so beschreiben: Ein Mensch kommt in Kontakt zu Christen, er schließt sich ihrer Gemeinschaft an und findet dann zum eigenen Glauben. Dazugehören kommt also vor dem Glauben, „belonging before believing“. Die durchschnittliche Prozessdauer beträgt vier Jahre und die entscheidenden Bezugspersonen sind oft Familienangehörige oder Freunde.

Eine entsprechende Untersuchung für Deutschland

Dass eine entsprechende Untersuchung für unser Land bisher fehlt, wird von vielen als Mangel empfunden. Im Rahmen des Projekts Wachsende Kirche hat die Württembergische Landeskirche und ihr Amt für missionarische Dienste sowie weitere Missionarische Dienste aus einzelnen Kirchen der EKD eine entsprechende Untersuchung für Deutschland angeregt und das Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung an der Theologischen Fakultät der Universität Greifswald, geleitet von Prof. Michael Herbst, mit der Durchführung dieser Studie beauftragt. In diesem zunächst sozialwissenschaftlich angelegten Projekt unter dem Titel „Wie finden Erwachsene





zum Glauben? Auf der Suche nach Transformationsprozessen in Glaubensbiographien“ sollen Menschen anhand eines Fragebogens Auskunft über eine Veränderung in ihrer Glaubensbiographie geben.

Die Studie geht von der Erfahrung aus, dass sich solche Veränderungen bei verschiedenen Menschen verschieden vollziehen können:

Bei kirchennahen und durchaus aktiven Gemeindegliedern kann es geschehen, dass ihnen das Evangelium auf unerwartete und zuvor unbekannte Weise begegnet und sie eine neue Freude und Gewissheit des Glaubens erfahren. Bei solchen Menschen geht es vor allem um *Vergewisserung*. Die Zugehörigkeit zu dieser Zielgruppe von Befragten lässt sich so beschreiben: „Jemand ist schon immer Christ gewesen, aber dann versteht er oder sie plötzlich, wie gut es ist zu glauben.“

Eine zweite Gruppe käme aus dem Bereich der in den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen als „treue Kirchenferne“ bezeichneten Menschen, die zwar zur Kirche gehörten, aber bisher dem Glauben kaum Bedeutung zugemessen haben und Distanz zum kirchlichen Gemeindeleben gehalten haben. Eine Veränderung wäre so zu be-

schreiben, dass diese Menschen den Glauben als zentral und wesentlich für ihr ganzes Leben entdecken. Menschen, die eine solche *Entdeckung* gemacht haben, ließen sich etwa so beschreiben: „Jemand ist christlich erzogen worden, aber erst mit der Zeit hat der Glaube für sie oder ihn auch persönlich eine Bedeutung bekommen“.

Eine dritte Gruppe wären Menschen, die bisher gar nicht zur Kirche gehörten, sich jedoch durch die Begegnung mit dem Evangelium für den Glauben an Christus öffnen ließen, getauft wurden und Anteil an der Gemeinschaft des Glaubens nehmen. Die Entdeckung des Glaubens hat sich als *Lebenswende* vollzogen. Ein solcher Mensch ließe sich wohl so beschreiben: „Jemand hat lange Zeit ohne Beziehung zum Glauben gelebt. Aber dann gab es eine grundsätzliche Wende hin zum Glauben“.

Die Arbeit an der Studie beginnt mit einer Voruntersuchung in Württemberg. Im Februar/ März sollen in zwei Dekanaten Menschen befragt werden. Erste Ergebnisse dieser Voruntersuchung sollen bereits bei Kongress Wachsende Kirche am 11./12. April in Stuttgart präsentiert werden. In die Hauptuntersuchung, die ab Sommer durchgeführt wird, werden neben

Württemberg auch Mecklenburg und Sachsen sowie das Rheinland und Westfalen einbezogen sein.

Konsequenzen für das evangelistische Handeln

Die Ergebnisse der Untersuchung in Deutschland werden von missionarisch interessierten Menschen in Deutschland mit Spannung erwartet. Unsere Kirchen könnten für ihr missionarisches Handeln daraus wichtige Erkenntnisse ziehen.

Eine Konsequenz der Studie in England war, dass Glaubenskurse als die neue Form evangelistischen Handelns entdeckt wurden. Sie arbeiten mit Kleingruppen und bieten die Möglichkeit, mit Menschen einen Weg hin zum Glauben zu gehen.

Manchmal wird deshalb in der deutschen Diskussion die wichtige Arbeit mit Kleingruppen und in Glaubenskursen gegen die Formen der Veranstaltungsevangelisation (ProChrist, Zelt, Gemeindefest) ausgespielt.

Dies erscheint mir wenig hilfreich und basiert auf einem doppelten Denkfehler:

Auch wenn der Weg zum Glauben als Prozess zu beschreiben ist, braucht es im Laufe dieses Prozesses Gelegenheiten,

bei denen ein Mensch diesen Glauben festmachen kann. Evangelisationsveranstaltungen könnten dazu helfen, dass Menschen, die mit anderen Christen einen Weg gegangen sind, die Möglichkeit bekommen, einen letzten Schritt zu tun und ihren Glauben zu bekennen.

Die evangelistische Weitergabe des Glaubens darf sich nicht auf private oder innergemeindliche Räume beschränken. Der Glaube ist persönlich, aber nicht privat. Das Evangelium hat einen Öffentlichkeitsanspruch und will öffentlich bezeugt werden. Gilt es doch entsprechend der 6.These der Barmer Erklärung „die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk“. Weil wir den Menschen diese Botschaft schuldig sind, braucht es die öffentliche Bezeugung des Evangeliums durch öffentliche Evangelisation.

Von daher sollte die Auswertung der in Auftrag gegebenen Studie über Transformationsprozesse in Glaubensbiographien auch dazu helfen, das Verhältnis von Kleingruppen, Glaubenskursen und evangelistischen Großveranstaltungen zu klären und uns dahin bringen, dass wir den evangelistischen Auftrag in unserem Land besser wahrnehmen können.

Rudolf Otto Wiemer

Das muss man weitersagen

Wer bin ich, fragt ihr? Und wie es kommt, dass ich, ein einfältiger Mensch, statt mich aufs Ohr zu legen, nicht aufhören kann, diese Sache zu erzählen? Ist sie nicht merkwürdig genug? Wer von euch, die ihr auf dem festgestampften Lehmboden der Karawanserei hockt und mir zuhört, könnte Besseres berichten? Dabei bin ich nie geschwätzig gewesen, im Gegenteil, ich rede manchen Tag kein Wort, und mein Herr, der Schatzmeister, pflegt zu sagen, so einen maulfaulen Kutscher habe er zuvor niemals besessen. Recht hat er, möge ihm eine geruhsame Nacht und ein glückliches Ende der Reise beschieden sein. Doch mich hält es nicht auf der Pritsche, obwohl die Maultiere versorgt sind. Ich gab ihnen Häcksel zu fressen und Wasser zu trinken, ich striegelte die struppigen Felle und verband dem Linken, der ein wenig hinkt, den geschundenen Huf. Erzählen, nein, kann ich den Tieren nichts, obgleich sie dabei waren und die Köpfe schüttelten wie in heimlicher Freude, doch Menschenohren haben sie nicht.

Und was mich betrifft, den Kutscher des gnädigen Herrn Kämmerers, der wiederum ein Beamter der Königin von Äthiopien ist, die wir Kandake nennen, was Oberhaupt oder Allgegenwärtigste Herrin bedeutet - ich, Schejuhim, der Untersten einer, ich muss die Geschichte loswerden, sonst finde ich keine Ruhe.

Hört also zu. Am Ende werdet ihr womöglich um eine Erfahrung reicher sein, und wenn es bloß die wäre, dass ein Tag, der aussieht wie jeder andere, plötzlich ein Freudentag sein kann, wie mit feurigem Licht übergossen.

Ihr zweifelt? Wahrscheinlich seid ihr nie Kutscher bei einem mächtigen, mitunter launischen Herrn gewesen. Da gibt es stets etwas zu murren, zumal wir uns auf der Heimreise von Jerusalem befinden, mehr als tausend Kilometer entfernt von unserer Heimat Äthiopien. Der Schatzmeister, der im Range eines Ministers ist - vielleicht habt ihr sein strenges dunkles Gesicht gesehen, als er über den Hof ging - hatte im Tempel gebetet, doch mochte sein Gemüt nicht Tröstung genug empfangen haben, was weiß unsereiner da schon. Unwirsch saß er auf dem Polster, als wir von der Gottesstadt südwärts fahren nach Gaza, das, wie mein Herr sagt, von einem Gewaltigen namens Alexander bis auf den Grund zerstört ist. Trümmer machen keine freudigen Gedanken, das weiß ich ebenso, der Kutscher, der obendrein darauf achten muss, dass die Zugtiere sich in dem Geröll der Steine nicht die Knochen brechen.

Mein Herr seufzte mitunter. Er hatte eine Schriftrolle auf den Knien, davon verstehe ich nichts. Doch bei dem Gerumpel mochten die Buchstaben wirr vor seinen Augen tanzen. „Halt an!“ rief er und beugte sich tiefer über das Pergament. Es ist wahr, der Kämmerer ist ein williger Mann, nicht hochfahrend oder gar hinterhältig, wie es deren viele bei Hofe gibt. Deshalb, weil er auf Gerechtigkeit hält und seinen Fuhrknecht nicht ansieht wie eine Wanze, bin ich jederzeit gern im



Dienst bei ihm gewesen. Ich habe mit ihm gelitten, wenn er krank war, und wurde, sooft sein Gesicht sich erheiterte, ebenfalls froh.

„Halt an!“ rief er also jetzt. Ich hielt und kralte, wo ich stand, dem Maultier die Ohren.

Der Kämmerer, was tat er? Sein Finger glitt über die Schrift, er las und las und schüttelte den Kopf.

Da hörte ich plötzlich neben uns eine Stimme. Begreift ihr, dass ich erschrak? Mitten in der Wüste, in unwirtlicher Gegend, mein Gott, wer konnte das schon sein? Ein Landstreicher? Ein Räuber? „Versteht du auch, was du da liest?“ fragte der Fremde.

Ich wollte ihm die ungebührliche Anrede verbieten. Der Bursche wusste offenbar nicht, wen er vor sich hatte, doch mein Herr winkte mir, zu schweigen. Er wendete das schwarze Gesicht dem Fremden zu und antwortete: „Nein, wie kann ich's verstehen, wenn es mir niemand erklärt?“ Wahr ist, er strengte sich gewaltig an mit der Schrift. Ich sah Schweißtropfen glänzen unter dem Turban auf seiner Stirn. Der Fremde, obwohl er kein Räuber war, auch kein Aussätziger, kam mir trotzdem nicht geheuer vor. Nicht hindern konnte ich, dass er nahe herantrat und das Geschriebene auf seine Art zu lesen anfang. Es war von einem Schaf, das geschlachtet wird, die Rede. Von einem Lamm, das sich ruhig scheren lässt und seinen Mund

nicht auftut. Na, und so ähnlich ging es weiter im Text.

Ich bitte euch, wie kann ein wehrloses Tier, das auf der Schlachtbank liegt, wie kann es aufbegehren gegen seine Schlächter? Da musste ein geringer Mensch wie ich den Kopf schütteln, nicht wahr? Sind wir, die man Knechte oder Leibeigene nennt, doch selber diesen Schafen ähnlich, die den Mund nicht auf-tun, weil sie das Recht der Stimme nicht haben, weil man sie stumm macht mit Drohung und Gewalt. Was können sie anderes als ihr Los auf sich zu nehmen? Offen gestanden, ich spitzte die Ohren bei den Erklärungen des Fremden, auch wenn solche Neugier mir keineswegs zusteht. Vielleicht wollte ich erfahren, ob es für das geplagte Lamm so etwas gibt wie einen Funken Hoffnung, zumal der Fremde den Finger auf die Schrift stieß und eifrig redete. „Er wurde gedemütigt“, las er, „und fand trotzdem sein Recht, denn er wurde aufgehoben von der Erde.“ „Wovon spricht der Prophet?“ fragte mein Herr. „Redet er von sich selber oder meint er einen anderen?“ Seine Stirn zog sich in Falten, seine Nase war heller als sonst. Das kannte ich an ihm, und gewöhnlich fürchtete ich diese Zeichen, denn sie deuteten auf Erregung oder zornigen Ausbruch. Angestrengt lauschte er den Worten des Fremden.

Dieser muss am Ende etwas Gutes gewusst haben, auch wenn ich es nicht begriff.

Aber braucht unsereiner alles zu verstehen?

Stellt euch nun bitte das Gesicht meines Herrn vor: wie das Finstere, fast Verzweifelte von ihm wich, wie die Stirn sich erhellte, wie ein Funke in die Asche der Trübnis sprang und das Feuer der Freude aufloderte - nein, beschreiben kann man das nicht.

Nur eben, dem Kutscher Schejuhim, meiner unwürdigen Person, fiel damit ein Stein vom Herzen. Ist es etwa angenehm, einen mürrischen Herrn, den Schatzmeister meine ich, von Jerusalem nach Äthiopien in die Hauptstadt Meron zu kutschieren, neunzehn oder zwanzig Tagereisen weit? Wie viel besser lässt sich das machen bei ungetrübter Laune. Und wahrlich, er blickte, dieser nunmehr Belehrte, jetzt aus helleren Augen, ja, er strahlte über das ganze dunkelfarbige Gesicht.

Ihr fragt, was den Wandel bewirkte? Wüsstest ich das, ihr Freunde, so wäre vielleicht auch uns, die wir keinerlei Anspruch haben, geholfen. Leid ist mir deshalb, dass ich eure Neugier enttäuschen muss. Doch habe ich immerhin ein paar Worte behalten, einen Satz, einen wichtigen Satz, wie mir scheint, denn mein Herr sprach ihn über das Wasser gebeugt, mit gekreuzten Armen und in sich gekehrtem Gesicht. „Wieso Wasser?“ fragt ihr.

Verzeiht, ich vergaß zu sagen, dass wir an einem Tümpel hielten. Und plötzlich zeigte der Schatzmeister mit dem Finger dorthin: „Wasser!“ rief er. „Dicht am Weg! Weshalb soll ich mich da nicht taufen lassen?“

Der Fremde nickte. „Das kann geschehen. Wenn du ehrlich glaubst.“

Na, und dann sagte mein Herr den Satz, der sich in mein Gedächtnis eingrub, je-

des Wort einzeln. Er sagte: „Ich glaube, dass Jesus Christus der Sohn Gottes ist.“ Und der Fremde taufte ihn. Merkwürdig, wie? Auch wenn eine Taufe mir nichts Unbekanntes ist - wie kann sie mitten auf dem Weg, gewissermaßen im Staub der Landstraße, geschehen? Dazu jener Name - nicht der Name eines Herrschers oder Grundbesitzers, nicht mal der eines stolzen Pharisäers, nein, der Name eines Gekreuzigten, den ich bereits in Jerusalem mit Achselzucken, mit Zweifel oder mit Abscheu nennen hörte. Was soll unsereins davon halten? Doch dass der Kämmerer, mein gnädiger Herr, die Reise in Fröhlichkeit fortsetzte, dass er trotz der holprigen Straße anfang zu singen und allerlei Kurzweil mit mir, seinem untersten Knecht, zu treiben, das erzähle ich euch gern, auch wenn ich, der Kutscher Schejuhim, es nicht völlig begreife.

Nun ja, so viel muss richtig sein: es gibt etwas, das den Menschen von Be-trübnis und Zorn zur Freude führt, das ihn lachen lässt, wo er verstockt war, und dass ihn, wo er irrte, auf den richtigen Weg bringt. Deshalb schweige ich nicht, verzeiht mir. Ich bin ein einfältiger Mensch. Doch ich denke: was man erlebt und was man für wahr hält und für heilsam, das muss man weitersagen.

*Mit freundlicher Genehmigung aus:
Rudolf Otto Wiemer, Dann werden die
Steine schreien © 2003, R.Brockhaus
Verlag im SCM-Verlag GmbH & Co. KG,
Witten*



B U C H B E S P R E C H U N G

*Petr Pokorný / Ulrich Heckel:
Einleitung in das Neue Testament
Seine Literatur und Theologie im Überblick
– Verlag Mohr Siebeck, Tübingen 2007*

Petr Pokorný, emeritierter Professor an der evang.-theologischen Fakultät der Karlsuniversität in Prag, und Ulrich Heckel, bisher Pfarrer an der Reuschkirche in Göppingen und Professor für Neues Testament an der Universität Tübingen und ab März 2008 als theologischer Dezernent Mitglied des Oberkirchenrats in Stuttgart, haben miteinander eine „Einleitung in das Neue Testament“ verfasst und 2007 veröffentlicht, die mehr beinhaltet als das, was man von Einleitungsfragen zum Neuen Testament erwartet, nämlich Antwort darauf, wer, wann, wo, für wen und mit welcher Absicht ein neutestamentliches Schriftstück verfasst hat. Neben diesen gründlich und mit großer Sachkenntnis vorgetragenen Einleitungsfragen geht es den Verfassern aber vor allem darum, einen Beitrag zum Verständnis der Theologie der biblischen Schriften zu leisten. „Aus den vorliegenden Texten die Entstehungssituation nüchtern zu rekonstruieren, die theologische Absicht der frühchristlichen Autoren präzise nachzuzeichnen und ein exegetisch reflektiertes Gesamtverständnis der neutestamentlichen Schriften darzulegen, ist die eigentliche Absicht dieser Einleitung“ stellen sie ihr Programm selbst vor. (S.IX).

In äußerst gedrängter, dennoch verständlicher Weise wird der Leser am Beginn des Buches in die gegenwärtige Diskussion um die Bedeutung und das Ver-

stehen von Sprache hinein genommen (Hermeneutik), werden die kulturellen und religiösen Verhältnisse, die Einflüsse von jüdischer Tradition und hellenistischer Kultur aufgezeigt.

In vier großen Kapiteln behandeln dann die Autoren die nt-lichen Schriften: Paulusbriefe, synoptische Evangelien (Mt; Mk; Lk;) und Apostelgeschichte, die johanneischen Schriften und die Schriften des Paulinismus. Sowohl die Besonderheiten wie die Gemeinsamkeiten der einzelnen Schriften werden herausgearbeitet, die Frage nach der Theologie ist der rote Faden. Auch wenn ein solches Buch nicht zur fortlaufenden Lektüre gedacht ist sondern als Nachschlagewerk, veranlassen zahlreiche Querverweise doch immer wieder, sich in die Weite biblischen Denkens hinein nehmen zu lassen.

Ich habe es in den zurückliegenden Wochen gerne zur Hand genommen, wenn in der Bibellese eine neue Schrift begann und konnte mir so einen Überblick verschaffen, der zum besseren Verständnis der Tagesabschnitte verhalf.

Das Buch fordert seine Leser, aber es überfordert sie nicht. Es ist nicht nur für Fachtheologen geeignet, so sehr es fachtheologischen wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, sondern gleichermaßen für Nichttheologen, die ihre Bibel, weil sie sie lieben, (noch) besser verstehen wollen. Die übersichtliche Gliederung der Abschnitte, die klare Herausarbeitung der Themen und Fragen, Abbildungen und Schemata, ein ausführliches Glossar, in dem Fachausdrücke erklärt werden und verschiedene Register, aber auch Exkurse zu übergreifenden Themen (Stellvertre-

tung, Sühne, Versöhnung; Wunder; Gleichnisse; u.a) machen dieses Buch zu einem Begleiter, den man immer wieder zu Rate zieht. Es ist zu wünschen, dass es viele Leser findet.

Hartmut Ellinger

"Reichsstädte im deutschen Südwesten",
Hrsg. André Wais und Rainer Redies.
Mit einem Geleitwort von Sönke Lorenz und
einem einleitenden Essay von Peter Hilsch,
ca. 256 Seiten, etwa 400 Abbildungen,
geb. 46,80 Euro, DRW-Verlag Weinbrenner
GmbH & Co KG, Leinfelden.-Echterdingen
2004; ISBN 3-87181-531-4

Die "Reichsstädte" tragen eigentlich einen irreführenden Namen: sie sollten wohl Städte des Reiches bzw. des Kaiserhauses sein, sie nahmen aber rasch eine von ihren eigenen Interessen bestimmte Entwicklung, bei der sie weder auf die Interessen des Reiches noch die des Kaisers Rücksicht nahmen. Entstanden sind sie aus den "Königsstädten" der Staufer, daher liegen sie im damaligen deutschen Südwesten (Elsass, Schwaben, Franken). Während "der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" vermochten sie sich immer neue Rechte anzueignen, bis sie ab etwa 1400 nahezu souveräne Gebilde waren – das Reich war groß und der Kaiser weit weg. Sie bildeten bald Städtebündnisse und waren lange ein gewichtiger Machtfaktor.

Um die Reformationszeit wurden viele Reichsstädte – wie etwa Reutlingen, Ulm oder Straßburg - zu Wegbereitern des neuen Glaubens, weil sie wegen der unzu-

reichenden Versorgung mit Pfarrern eigene Kirchen erbauten und befähigte Prädikanten als Pfarrer einstellten. In der Reformationszeit standen die Reichsstädte im Zenit ihrer Macht und Bedeutung, danach traten sie immer weiter zurück. Wegen der Glaubenspaltung erlosch der mächtige Schwäbische Städtebund, im 30-jährigen Krieg litten die oft unzureichend befestigten Städte besonders schwer. Die elsässischen Reichsstädte – einschließlich des wichtigen Straßburg – gingen während der Raubkriege an Frankreich verloren und die Kriege des 18. und des 19. Jahrhunderts zerstörten die Wirtschaftskraft der meisten Städte vollends. Ihre Zahl schrumpfte von anfangs 83 auf noch 51 im Jahre 1803, dem Jahr der Mediatisierung und dem Ende der bis dahin meist weitgehend selbständigen Stadtstaaten.

Das vorliegende Buch gibt einleitend einen kurzen, aber kenntnisreichen geschichtlichen Überblick über die Reichsstädte und ihre Geschichte. Es folgen 36 Städte-Porträts: ihre Reihe spannt sich von Aalen und Augsburg über Leutkirch, Lindau und Memmingen bis Weißenburg und Zell am Harmersbach. Auf wenigen Seiten stellen sich die Städte dann kurz vor, beschreiben sich, ihre Schönheit und ihre Sehenswürdigkeiten und laden so zum Besuch ein. – Das Buch im ungewöhnlichen 26 x 23,5 cm-Format und mit seinen zahlreichen Abbildungen ist hübsch gestaltet, die werbenden Texte sind flott und unterhaltsam geschrieben. Wer auf rasche Information Wert legt, ist mit ihm gut bedient.

Hans-Dieter Frauer



Adressen der Autoren

Hartmut Ellinger
Lieschingstraße 12, 70567 Stuttgart
E-mail: hartmut.ellinger@gmx.de

PD Dr. Johannes Zimmermann
Rubenowstraße 2, D-17487 Greifswald
E-mail: johannes.zimmermann@uni-greifswald.de"

Dan Peter
Postfach 101342, 70012 Stuttgart
E-mail: dan.peter@elk-wue.de

Werner Schmückle
Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart
E-Mail: Werner.schmueckle@arcor.de

Herausgeber: Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach
Internet: www.evangelische-sammlung.de

Vorsitzender: Pfarrer Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach
Stellvertretende Dekan Hartmut Ellinger, Wiederholtplatz 4, 73230 Kirchheim/Teck
Vorsitzende: Pfarrerin Elke Maihöfer, Bei der Kirche 8, 72224 Ebhausen
Geschäftsstelle: Renate Klingler, Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach,
Tel. (07125) 94 67 228, Fax (07125) 94 67 221,
E-Mail: evangelische.sammlung@kirche-ev-badurach.de
Bestellung weiterer Exemplare des Rundbriefes bei der Geschäftsstelle.

Redaktion der Rundbriefe: Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Hartmut Ellinger, Hans-Dieter Frauer,
Renate Klingler, Elke Maihöfer
Der Rundbrief erscheint viermal jährlich.

Konto: Evangelische Sammlung in Württemberg
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart (BLZ 520 604 10) Kto 414 271

Rechner: Günter Wohlfarth, Thomas-Mann-Str. 28, 73655 Plüderhausen
Layout/Satz: ART OFFICE, Martin Lang, Pliezhausen
Titelfoto: Kalligraphie Maya Huber, Deckblatt des Jahreskalenders "Aufruf zum Gebet" der Offensive Junger Christen- OJC e.V., mit freundlicher Genehmigung

Druck: St. Johannis Druckerei, Lahr